



Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein, und seine Braut, Prinzessin Victoria von Sachsen-Coburg-Gotha. — Siehe Seite 40.

Nach Photographien von Carl Radlofen, Darmstadt, und Heath, Plymouth.

Nachdruck verboten.

Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.

(1. Fortsetzung.)

2.

Gabriel trieb sich die ganze Nacht umher; er konnte heute nicht so leicht und tief schlafen wie sonst. Herrlich hatte er oft geruht, verkrochen im Busch, über sich den Sternenhimmel, rings umher den wohnigen Duft einer Sommernacht.

Zimmer wieder traten schreckende Bilder vor seine Seele: das verlebte Kind, die weinende Lisa.

„Wie mich das jetzt schon bedrängt und hindert!“ dachte er. „Fesseln, nichts als Fesseln! Gut, daß sie zerrissen sind. Frei will ich sein und nichts mehr empfangen, wo ich nichts zu geben habe.“

Der frische Morgenwind verwehte den letzten Rest von Reue in seiner Seele. „Ich will im hellen Tageslichte leben!“ rief er dem jubelnden Vögelchore zu, „nicht zurück, vorwärts!“

Schlau und kühn fand er seinen Weg weiter, bis er auf dem Schiffe stand, das die Segel nach der neuen Welt richtete. Wie er ihr zuzuschauete, als er ihre ersten Linien erblickte! Sie mochten ihn alle gern auf dem Fahrzeug; überall zeigte er sich hülfreich, klug, stark, unerschrocken bei allen Fährlichkeiten, die ihnen begegneten. Was anderen Noth schien, ihm wurde es Freude; er liebte die Anstrengung, die Mühe, sobald er den Lohn sah. Kein Dienst schien ihm zu niedrig, kein Essen zu schlecht; er war gehorsam aus Vernunft, voll echter Disciplin. Der Capitän entließ ihn nur ungern und empfahl ihm einem großen Fabricanten. Auch der merkte bald, welchen Schatz er an dem jungen Menschen hätte; aber auch dort hielt er nicht lange aus. Vorwärts, immer vorwärts; sein Kopf voller Anschläge und Pläne brauchte andere Wege, um schnell an das Ziel zu gelangen. Er erreichte es früher, als er gedacht, neben ihm das Glück, das ihm treu blieb auf Tritt und Schritt. — Die Schilderung seiner äußeren Geschichte gäbe kein Ende der abenteuerlichsten Robinsonaden; wie aber war es um sein inneres Loß bestellt? —

Gabriel stand in den dreißiger Jahren, als er sein Vaterland wieder betrat, ein vermögender, gemachter Mann, einer der geehrtesten Bürger des neuen Welttheils. Er hatte auch die Genugthuung, daß sich die Masse der Menschen vor ihm bückte und ihn umschmeichelte.

In dem Hetzen und Treiben dieser arbeitsamen Jahre war ihm das dunkle Eckchen Heimat fast versunken, nur hie und da aufgetaucht. Er hatte manchmal gedacht, Lisa Nachricht zu geben, es aber immer wieder aufgeschoben. „Besser, ich komme selbst zurück,“ meinte er später. Er freute sich auf ihre Ueberraschung; denn daß sie auf ihn warten würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Die vergangene Zeit kam ihm auch ganz kurz vor.

Es ist sonderbar, während man selbst viel erlebt, bildet man sich oft ein, die Welt stände an anderer Stelle still. Gabriel dachte sicher, er werde Vater Lieblich's Schnapsladen noch an derselben Stelle finden, und Lisa? — Er machte sich nicht einmal klar, wie viel älter sie geworden sein mußte; für ihn blieb sie das zarte Kind, ihm ergeben bis in die kleinste Faser ihrer durchsichtigen Seele. Jetzt wollte er vor sie treten und sagen: „Siehst Du, wie gut es war, daß ich fortging. Nun werden wir nicht elend leben wie die Eltern, nun wird sich meine kleine Frau in Sammet und Seide kleiden können und so viel Geld ausgeben, als sie irgend mag.“ Sie stand noch vor ihm, wenn sie so zögernd ihren letzten Groschen auslieferte, ihn ermahmend, nicht zu verschwenden, und that, als sei es ein Goldstück. Er lächelte zufrieden, wenn er daran dachte; ja, hundertfältig gäbe er es zurück!

An einem Sonnabend befand er sich auf der alten Stelle, wo er von Lisa Abschied genommen. Er hatte den Fleck schwer gefunden und noch schwerer erkannt.

Alles, alles verwandelt! Das sonst so schlammige Wasser war wie Krystall. Prachtbauten umgaben den kleinen Canal; statt einen Sumpf bildete er nun einen lieblichen Springbrunnen, umgeben von Amoretten. Seltene Pflanzen, schattige Bäume, blühende Büsche waren wie durch Zauber entstanden.

Am Brunnen saß ein blondes Mädchen. Es konnte der zierlichen Gestalt nach Lisa sein, ein kaum erwachsenes Kind, schlank wie diese; aber sie trug nicht

das blaue, oft geflickte Röckchen, sondern ein weißes, feines Spitzenkleid.

Als sie sich wandte und zu ihm auf sah, trafen ihn fragend ein paar dunkle, tiefblickende Augen.

Er erwachte aus seinen Träumen. Was fiel ihm ein? Das Kind Lisa? Wie ein Stein fiel plötzlich die Zeit, die verstrichen war, auf seine Seele; ihm war sie verrauscht wie ein Augenblick. Aber Lisa! Was war aus ihr unterdes geworden? Wo war Lisa? — Er fragte das Mädchen, wie ihr Name sei, und seit wann sie hier wohne.

Maria, so hieß sie, schüttelte den blonden Kopf. „Wir haben nie anderswo gewohnt.“ Der Gärtner trat auf ihn zu und erkundigte sich, wen er suche. Gabriel nannte Vater Lieblich und seine kleine Schenke.

„Ich habe sie nicht mehr gesehen,“ antwortete der Bursche, „aber man erzählt viel davon und wenig Gutes. Eine läderliche Wirthschaft war's. Eines Tages fand sie ihr schlimmes Ende, wie alles der Art. Die Läden geschlossen, der Alte tot, am Delirium gestorben. Man sagt, er habe so voll Schulden gesteckt, daß die Gläubiger ihm nicht einmal das Hemd gegönnt, in dem er begraben wurde. Sein Enkelkind, ein schönes, braves Mädchen, kam zu Verwandten auf das Land. Sie soll es dort nicht gut haben; es ist eben ein Mund mehr, wo so schon zu viele sind.“

„Der Name? Der Ort?“

„Davon weiß ich nichts, gnädiger Herr. Vielleicht erfahren Sie's drüben im Hinterhaus. Da wohnt der alte Czochiel, der früher den Kramladen hatte; der hat sich schönes Geld gespart, darum konnte er auch die Frau Bäckermeisterin aufnehmen, die früher das große Haus hier besaß.“

„Haben sie das Geschäft verkauft?“

„Nu ja, als es zu Grunde ging, kam's in den Concur.“

„Der reiche Mann!“

„Reiche Leute können auch arm werden; man kauft, verbaut sich, spielt den großen Herrn. Die Söhne machen's ärger als der Vater. Es ist aus keinem etwas Rechtes geworden; und der Jüngste ward ein elender Mensch, den die Mutter mühsam durchfüttert.“

Wie Keulenschläge fielen die Nachrichten auf Gabriels Haupt; aber noch kam er nicht zu spät! Er würde alles gut machen. Er hatte ja alle Mittel dazu in Händen, und nun fühlte er auch ein Etwas in sich regen, als hätte er ein Herz.

Gabriel ging sofort hinüber. Der kleine Czochiel sah gerade noch so aus wie sonst, nur der Kramladen fehlte. Die vielbewunderten Mohnen auf den Cigarrenkisten, die unberechenbare Süßigkeit der blauumhüllten Zuckerhüte, die Gläser voll versteinertes Bonbons, — mit welcher Begehrlichkeit er das damals angeschaut, als gäbe es nichts Schöneres! — Der alte Mann erkannte ihn nicht.

Schon guckte er sich um, als er den Namen hörte, verkroch sich ganz in sich selbst. Er bestätigte alles. Bei dem Tode des heruntergekommenen Schankwirths war es schlimm hergegangen, am schlimmsten für Lisa, „die war aber so still wie ein Lamm, das man auf die Schlachtbank führt,“ schloß er. „Wir sammelten noch für sie, denn jeder war ihr gut; das war auch keine Kunst.“

„Und kein Wort hat sie für mich hinterlassen? Keine Angabe, wie ich sie finden könne?“

„Nichts! gnädiger Herr; sie war wie stumm. Die Bäckerin war schon fort, sie hatte niemand. Diese arme Frau hab' ich jetzt bei mir; sie arbeitet zwar für Geld, aber bei ihrer Kränklichkeit wirft's doch nicht genug ab für den Sohn.“

„Also der Johannes lebt?“

„Ja, Herr,“ entgegnete der alte Mann, sich wieder erschrocken umsehend. „Er ist elend, ist seit dem Fall nie wieder das frische Kind geworden. Sie sagen, bei guter Pflege, unter guten Ärzten wäre es vielleicht noch zu ändern gewesen, aber so . . .“

Gabriel holte Gold aus der Tasche. „Daran soll's nun nicht mehr fehlen,“ sagte er, „ihr könnt bei mir bekommen, was es braucht.“

„Rein, nein!“ wiederholte der Alte scheu, „sie würde es nicht nehmen, von Ihnen gewiß nicht! Sie empfindet noch immer so wund und verbittert; es ist auch schon zu spät. Ich habe für unsere bescheidenen Ansprüche genug; sie leiden keinerlei Noth mehr.“

Gedrückt ging Gabriel die enge Stiege hinunter. Ein Groll gegen Liza stieg in ihm auf. Weshalb hatte sie nicht bei ihm Hilfe gesucht, wie er so oft bei ihr? — Doch, konnte sie es? Hatte er nicht seine Spur verwischt? — Nun, er würde sie schon wiederfinden, Menschen gingen in jegiger Zeit nicht verloren wie ein Sandkorn. Mit Geld ließe sich viel machen. Er that gleich Schritte nach allen Seiten. Tage, Wochen vergingen, keine Spur! Es war, als hätte die Erde sie verschlungen. Nur so viel erfuhr er, daß sie wieder fort sei von den Verwandten, die sie nicht länger beherbergen konnten, noch wollten. Von jeher war ihm das Warten verhaßt. Geduld kannte er nicht. „Nun gut,“ dachte er, „will sie nichts von mir wissen, mag sie allein fertig werden.“

Tropdem schlich er um die alte Wohnstätte tagelang wie ein unseliger Geist, der die Stelle seiner Schuld immerfort umkreisen muß. Lebendiger als das neue, trat dies alte Leben mit tausend Neben Umständen vor seine Seele. Lizas Heimatsliebe schien auch ihn angefect zu haben. Wie eine Krankheit ergriff es ihn. Seine ehrgeizigen Pläne versanken, ihm wurde alles gleichgültig, was er noch gewinnen konnte, wenn ihm dies fehl schlug! Weder hier noch dort hatte er Freunde; er glaubte, er brauche keine. So wanderte er fremd durch die Straßen, stand vor den prunkenden Schaufenstern, traurig, ohne Wunsch.

Für sich war er einfach geblieben, haßte den Luxus. Sein Zimmer blieb schmucklos. Was sollte er mit all dem Tand! Für die Kunst hatte er weder Sinn noch Verständnis. Umsonst besuchte er die elegantesten Hotels, die prächtigsten Restaurants, überall tauchte ihm, als allein begehrenswerth, das alte, verrottete Stübchen der Mutter auf. Er sah diese, wie sie ihm und Liza die Reste ihrer vergangenen Herrlichkeit gezeigt: ein Stückchen buntes Glas, ein Band, einen unechten Knopf. Er hörte sich und Liza vergnügt lachen, — Kindern wird das so leicht. Damals hatten sie mehr Spaß an diesem Nichts, als er jetzt an seinem ganzen Reichtume. Damals waren sie zusammen, — das war's! Er schaute im Geiste den liebevoll auf ihn gerichteten Blick der Mutter, wie sie es genoß, wenn es ihm schmeckte, und er vergaß, etwas für sie in der Schüssel zu lassen.

Der ganze herzlose Egoismus seiner Knabenzeit stieg vor ihm auf. „O, einmal nur ihr danken können! Einmal ihr sagen: Jetzt weiß ich, was Du mir gewesen, was Du für mich gethan hast.“

Heimlich, als hätte er etwas Beschämendes, schlich er zum Kirchhofe, wo sie begraben lag.

Wie schön dort alles blühte und keimte, — nicht wie Tod, sondern wie ewiges Leben. Wenn er doch glauben könnte, sie wiederzusehen! Aber kein Band der Liebe verband ihn mit ihr. Ob sie sich freuen würde über seinen Reichtum, seine Stellung? Vielleicht wohl; viel mehr aber, daß er heute zu ihr kam, mit dem Gefühl, als könne er ihr auch jetzt noch etwas sein. — Ob es noch eine Brücke gab zu ihr, zu Liza?

Er fand endlich die Tanne, unter der die Mutter liegen mußte.

Ein stiller, warmer Regen ging nieder, das kleinste Gräschen glänzte; der Todengräber beschäftigte sich eben damit, ein neues Grab zu graben, den Boden bedeckten kostbare Kränze und Schleifen. Gabriel suchte den bekannten Hügel; er war nicht mehr zu sehen.

„Es wird wohl die Stelle sein,“ meinte der alte Mann, auf seine Erkundigung hin. „Es war ein Armengrab, vielleicht ist die Zeit um, vielleicht ist's auch nur der Erde gleich geworden; das geschieht bald, wenn man's nicht pflegt. Wer soll ein Herz dafür haben, wenn's den Angehörigen fehlt?“

Gabriel blieb an einem freundlich geschmückten Kindergrabe stehen.

„Sehen Sie,“ fuhr der Todengräber fort, „das liegt schon an die zwanzig Jahr! Es war g'rad ein Jahr, als das Kind starb; Sie können kommen, wann Sie wollen, im Winter, im Sommer, immer hat's frische Zweige oder Blumen.“

„Als ob es etwas davon hätte,“ sagte Gabriel finster. „Nun, wer weiß? Es ist noch keiner von drüben zurückgekommen. — Jetzt ist's der Mutter einzige Freude;

sie sitzt oft stundenlang hier, wenn die Finken so lustig schlagen. Man nimmt sein Glück, wo man's findet, gnädiger Herr.“

Unbefriedigt kam Gabriel zurück. „Ich muß wieder an die Arbeit,“ sagte er sich, „das wird mir helfen.“

Das Fieber des Erwerbs gab ihm eine trügerische Kraft. Er kaufte große Fabriken, machte neue Verträge. Der Tag ward wie damals, eine Heße vom Morgen bis zum Abend. „Für wen? Wofür?“ In schlaflosen Nächten kam ihm oft die Frage.

Mit dem Vater des jungen Mädchens aus der Villa ging er große Geschäfts-Verbindungen ein. Er lernte die Familie kennen: die Mutter, eine elegante, vergnügungsfüchtige Frau, Maria, noch halb in der Kinderstube, die Häuslichkeit, zersahren, unharmonisch. Daran konnte niemand großes Behagen empfinden; nur Maria gefiel ihm.

Oft rastete er bei dem einsamen Kind auf dem Brunnenrande; sie hatte großes Vertrauen zu ihm und nannte ihn ihren Freund. Der Vater lachte und freute sich darüber. Er und die Mutter waren wunderbarer Weise einmal einverstanden. Sie hatten nichts dagegen, wenn aus dieser Freundschaft Liebe würde.

An Liza suchte Gabriel so wenig als möglich zu denken; sie blieb verloren, trotz aller Mühe, die er sich noch fortgesetzt gab. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er muthlos. Manchmal ergriff ihn eine große Angst, sie möchte Noth leiden; und er hatte alle Hände voll und konnte ihr nichts geben!

Zornig ballte er die Faust. Ihm war, als hasse er sie, weil sie seine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ.

Da ihm die Arbeit nicht genug half, versuchte er es mit dem Vergnügen; aber dazu war er nicht gemacht. Ehe er die Freuden nur recht gekostet, ekelten sie ihn an.

Wenn er abends durch die Straßen ging und hier und da durch ein erleuchtetes Fenster ein liebliches Familienbild sah, stand er still; er hätte es auch so gut haben können! Warum nicht auch jetzt? Warum nicht ohne Liza? Mädchen gab es ja genug, sogar viel schönere, und daß er unter vielen wählen könne, wußte er. Eine fiel ihm oft ein. Ein Paar dunkle Augen sah er, unschuldig lieb, vertrauensvoll auf sich gerichtet, fast wie Liza's; aber blau waren sie nicht, es war doch etwas ganz anderes.

Wie freute sich Maria, wenn er kam; sonst freute sich niemand. Sie schaute nach ihm, sie sagte, sie hätte sich nach ihm gebangt.

Es war noch Kinderspaß, aber sie zählte nun sechzehn Jahre, gerade so viele wie Liza, als er diese verließ. Schön war sie, aufblühend wie eine edle weiße Magnolie. Der Vater hatte sie manchmal im Scherz Gabriels kleine Braut genannt.

„Sie macht Dir entschieden den Hof, und ich habe nichts dagegen,“ meinte er gelegentlich.

„O nein!“ rief Maria dann, „der ist nicht zum Heirathen, der ist mein Freund!“

Und nun war der Freund zum Vater gekommen und hatte um sie angehalten. Es war sehr verwirrend, — sie war noch so jung! Daß sie ihn lieb hatte, wußte sie, aber würde er mit solchem Kinde glücklich sein?

Die Mutter redete auf sie ein. „Das ist keine Sache; es wäre unerhört, solch ein Schicksal, solch eine Stellung auszusprechen.“

Das hätte sie alles nicht gerührt, aber sie liebte ihn; wenn das genügte?

Ja, er war ganz damit zufrieden. Mit Vertrauen legte sie ihre Hand in die seine, in kurzer Zeit sollte die Hochzeit folgen. Er liebte keine Zwischenzustände.

Die Mutter raffte in größter Eile alles zusammen, was zur Ausstattung dieser Sorte Glück gehörte. Ihr war es die herrlichste Beschäftigung, von Läden zu Läden zu ziehen. Maria folgte abgesspannt, übermüdet, unglücklich; sie hatte keinen Sinn dafür. Warum mußte alles neu sein? Sie liebte das Alte, Gewohnte.

„Mögt ihr mir lauter neue Lappen geben,“ sagte sie, „meine alte Susse bringe ich als größten Schatz mit in die Ehe.“

„Das fehlte noch,“ rief die Mutter, „Deine alte Kinderfrau! Diese rechthaberische Tyrannin, die aus ihren zitternden Händen alles fallen läßt!“

„Ist sie auch äußerlich unnütz, innerlich brauch' ich sie, Mutter! Für mein Herz brauch' ich sie; sie liebt mich, wir gehören zusammen. Pflegt man doch selbst ein liebes Thier bis zum Tode.“

„Besser oft, man schöffe es todt! Es ist schade, daß die Menschen unter einander dies Vorrecht nicht haben. Viele würden darein mit Freunden einwilligen.“

„Keiner, Mutter, der geliebt wird. Susse muß mit!“

„Sprich mit Gabriel, der ist kühl und vernünftig.“

Kühl! Ja, das war er. Sie fühlte das immer mehr; seit er ihr Geliebter sein sollte und nicht ihr Freund, entfernten sie sich, statt sich zu nähern. Lag es an ihr? Müde schlich sie heute, nach langen Irrfahrten, in ihr Kinderzimmer.

Wie schön und ruhig war die Zeit, als sie nur die alte Susse und ihre Puppe geliebt! Das Püppchen war ihr wie ein Kind gewesen, alle Tage hatte sie's gefüttert und zu Bette gebracht. Jetzt seit Wochen nicht mehr. Sie schämte sich, aber es zog sie eine Art Sehnsucht nach dem Bettchen.

Das Puppenkind lächelte, wie es gelächelt am seligen Weihnachtsabend vor vielen Jahren, als es unter der Tanne lag; sein Mündchen war etwas bleich geworden von den vielen Küffen, sonst hatte es keinen Schaden gelitten.

Scheu sah sich das Mädchen um, es dunkelte schon; sie nahm das Wachskindchen heraus und küßte es weinstrohlen, indem sie flüsterte: „Zum letzten Mal! Wohl, ich hab' Dich lieb gehabt!“

Eine alte Frau kam hereingehumpelt; sie machte sie zärtlich daran, ihren Liebling auszuziehen. Worte gab nie viel zwischen ihnen; die Thaten sprachen. Durch die Vernachlässigung der Eltern war Maria fast zu ihrem Kinde geworden.

„Susse!“ sagte das Mädchen und strich ihr über die runzlige Wange, „verlaß mich nicht, komm mit in das neue Haus, es hat so viele Zimmer, daß man sich verlaufen kann.“

„Viele Zimmer, Fräulein Maria, und doch keins für die alte Susse! Es ist sehr lieb von Ihnen, wär' aber doch ein Unglück für uns beide. Dieser Herr mag nichts Unnützes, und das bin ich leider. Sie brauchen nun eine junge, fixe Jungfer, die es versteht, Ihnen den Staat anzulegen, von dem ich kaum den Namen weiß. In dem neuen Hause hat die alte, lahme Susse keinen Platz! Nur aus Ihrem Herzen, Fräulein Maria, kann mich nichts vertreiben, und der Platz ist mir auch der liebste. Gott segne Sie dafür.“

Die ganze Nacht lag Maria wach in ihrem Bettchen, es war ihre erste schlaflose Nacht. Nur noch kurze Zeit, — was dann? Glück oder Unglück? Ein Drittes gab es hierbei für sie nicht. Ahnungsschauer gingen durch ihre Seele; aber nicht leicht, wie eine ihrer Freundinnen solch geschildert, die den unscheinbaren Mann heirathete, da sie erst nicht haben sollte.

Diese Freundin schrieb Briefe, als wäre sie im Paradies. Es sei noch weit, weit schöner als alles, was sie zuvor geträumt.

Maria zündete eine Kerze an und entfaltete die letzte Briefblätterchen; ein Myrten-Reis fiel heraus. Es las wieder und wieder, aber ihr wurde nicht besser Muthe; Furcht erfüllte sie.

Vor ihrem Eden stand ein Engel mit flammendem Schwerte. Sie löschte das Licht, barg das Gesicht in die Kissen und weinte.

„Weshalb, weshalb liebt er mich nicht? — Nein, nein, er liebt mich nicht!“

3.

Gabriel fragte nicht: „Liebt sie mich?“ Er dachte nie darüber nach. Von jeher gewohnt, Liebe zu empfangen, nicht zu geben, erschien es ihm ganz selbstverständlich. Sein Stolz, der sich, seitdem er reich war, vor dem kleinsten Gabe aufbäumte, nahm dies werthvollste Geschenk des Menschen ohne Dank, ja ohne auch nur den geringsten dessen Werth zu ahnen, achtlos an. Er brauchte sie, brauchte Maria als Edelstein für die goldene Fassung seines Hauses. Eifrig wie immer ging er daran, die Räume auszumachen, nichts schien ihm kostbar genug, aus aller Herren Ländern kam es zusammen.

Seine jammervolle Kindheit diente zur Folie dem heutigen Glanzes. Nun würde doch endlich jemand diesen Luxus genießen, für den er keinen Geschmack hatte, der ihm eine Last war. Zum ersten Mal empfand er, welche Freude es ist, für jemand, dem man gut zu sorgen.

Nur ein Gedanke, der sich nicht abweisen ließ, immer wieder kam, quälte ihn, der Gedanke: „Hätte ich das alles für Liza thun dürfen!“ — Im Wachen und Träumen tauchte ihre Gestalt vor ihm auf, wie eine Warnerin; bitter rang er mit ihr.

Maria, nicht Liza, gehörte der Platz! Weshalb trübte sie sein Glück? Weshalb hörte er sie immer sagen: „Mir gehörst du, mir!“ Er würde zeigen, daß anders wäre. In seiner Seele verglich er die Mädchen, Maria war viel schöner. Im Reichtum aufgewachsen hatte ihre edle Gestalt alle Vortheile sorgfältiger Bildung, während Lizas schwächliche, damals fast kindliche Erscheinung zurückwich wie die Feldblume vor der Gartenblume, und doch . . . aber es war Unsinn! Sie war todt für ihn, wollte todt sein, er wollte leben.

Er sah Maria täglich; vor dem älteren Freunde war sie nie scheu gewesen, vor dem Liebenden schien sie zurückzuweichen. Auch ihm ward es klar: sie entfernte sich von einander.

Schweigend saßen sie am kleinen Springbrunnen.



Der heilige Brunnen in Jerusalem.
Nach dem Bilde von H. Corrodi. — Siehe Seite 40.

Die Lampe brannte im Wohnzimmer und warf einen milden, ruhigen Schein über das Zimmer. Sie sah am Tisch und nähte; er stand am Fenster, indem er in's Dunkle hinausstarrte. — Der Wind heulte und sauste und schüttelte das Haus, daß die Fensterscheiben klirrten.

Sie hatten lange geschwiegen. Zuweilen sah sie von der Arbeit auf, ihm einen eiligen, forschenden Blick zuwerfend. — Schließlich legte sie die Arbeit weg und schaute ihn immerwährend an, als erwartete sie, er sollte ihren Blick fühlen und sich ihr zuwenden.

Er bewegte sich nicht.

Da stand sie endlich auf, ging zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Wie schön warm und gut wir es hier haben,“ sagte sie, „wie ruhig und sicher fühlt man sich hier, wenn man den Sturm

Der Winter schwand — und auch ihr Glück!

Eines Tages zeigte er ihr einen Brief aus seiner Heimat, einem kleinen, fernliegenden Dörfchen an der Küste. Der Brief enthielt die traurige Botschaft, daß seine Mutter im Sterben liege und nur den einzigen Wunsch hege, ihren Sohn noch vor ihrem Tode zu sehen. Sie erblickte während des Lesens.

„Wirst Du gehen?“ fragte sie mit eigenthümlich trodener Stimme und sah ihn erwartungsvoll an.

„Ja!“ sagte er in kurzem, hartem Tone.

Beide schwiegen eine Weile, es wurde zum ersten Male zwischen ihnen ein Streit ausgefochten, sie standen einander als Feinde gegenüber.

Sie fühlte jetzt, daß sie nachgeben müßte. Da ergriff sie die letzte Rettungsplanke, legte ihre Hand in die seine und bat demüthig und eindringlich: „Laß mich mit Dir gehen!“

Er sah sie an, und sein Mund verzog sich zu einem traurigen Lächeln.

Zwei Tage darauf, spät am Abend, sah sie in einem Zimmer, niedrig und eng wie eine Kajüte, mit eigenthümlichen, alten Möbeln, und an der einen Wand hing ein großes Gemälde, das ein Schiff mit vollen Segeln vorstellte. Ihr Mann lag angekleidet auf einem Sopha und schlief. — Im anderen Zimmer lag die Mutter, — eine Leiche.

Sie waren vor einigen Stunden angekommen, aber zu spät; — die alte Frau war schon todt. Der Sohn wurde von einer heftigen, reuevollen Trauer ergriffen, deren Gewalt seine Frau erschreckte. So hatte sie ihn nie gesehen. Es war, als hätte sie in einen verborgenen, heimlichen Versteck seiner Seele hineingeschaut, und in ihrem Inneren erwachte ein unklares Drängen; vielleicht konnte es Furcht sein, vielleicht auch etwas anderes. — Besseres, Schöneres.

Er war vor innerer Erregung und Abspannung endlich eingeschlafen. Der Schmerz war aus seinem Gesichte gewichen



Ruff mit Schleifen-Garnitur. Nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.



Zweifarbiger Ruff. Nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.



Ruff mit Perlschere-Einfaß. Nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.



Schauben-Ruff. Nach Hans Holbein dem Jüngeren. 16. Jahrh.



Kermelkugeln als Ersatz für den Ruff. 16. Jahrh.



Florentinischer Edelknaube mit Ruff. Nach Benozzo di Gozzoli. 15. Jahrh.

da draußen hört! Sage, findest Du es nicht auch?“

Er antwortete nicht, bewegte sich nicht.

Sie schmeigte sich fester an ihn, beugte sich ein wenig vor und sah ihm in's Gesicht.

„Woran denkst Du?“ fragte sie bittend.

„Ich gedente aller derer, die heute Nacht für ihr Leben da draußen auf dem wilden Meere kämpfen.“

Ihr Arm fiel kraftlos von seiner Schulter, sie wandte sich von ihm ab und verließ eilig das Zimmer.

Es war, als hätte sie einen Schlag bekommen.

Es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung, daß dieses Wort zwischen ihnen genannt wurde. Jetzt war ihr alles offenbar, ja es schien ihr, als hätte sie es längst verstanden, aber der Wahrheit entfliehen wollen.

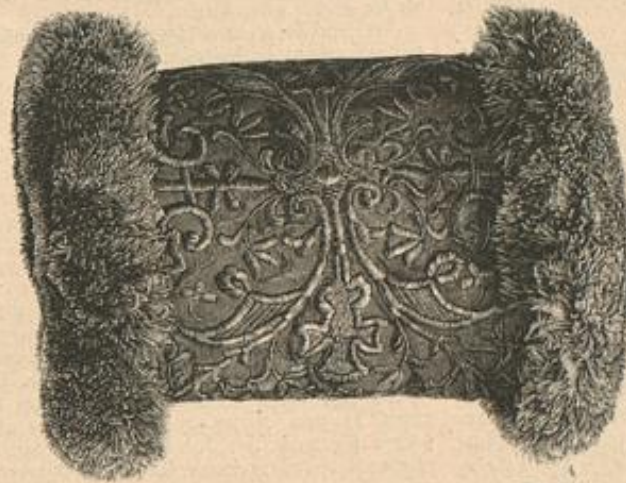
Sie begriff, daß es das Meer sei, das wieder seine Sinne gefangen nähme; daß er sich nach dem Meere sehnte, — von ihr zu scheiden wünschte!



Der Herren-Ruff am Hofe Ludwig XV. 18. Jahrh.

Sie hatte also nicht gesiegt, hatte den Kampf wieder zu erneuern! — Nach der ersten Verzweiflung erwachte der Trost abermals, größer und bitterer als vorher. Sie nahm den Kampf auf, aber fühlte bald mit entschlicher Bitterkeit, daß nicht sie die Stärkere wäre, daß das Meer sich nicht noch einmal besiegen ließe. — Da mußte sie es hassen, als wäre es ein lebendiges Wesen, haßte es als den Todfeind ihres Glückes und ihrer Liebe.

Es verfolgte sie wie eine Vision, — immerwährend sah sie eine Wahnung in ihres Mannes Blick, sah es im Sonnenschein, wenn sein Auge hell wurde, sah es in der Ferne, blau und unendlich, mit einem verführerischen Lächeln, sah es an stürmischen Herbsttagen mit seinen weißschäumenden Wogen ihn locken. Obgleich sie merkte, wie ihn diese ewige Sehnsucht verzehrte, wollte sie nicht nachgeben. — Sie sollte ihn von sich lassen, auf dieses unbekannte, treulose Meer? Nein! Lieber sterben! —



Ruff mit Goldstickerei-Einfaß. Ende des 17. Jahrh. 1/2 der natürlichen Größe. Original im Privat-Besitz.



Ruff mit Taschen und Plattstich-Stickerei. 18. Jahrh. 1/2 der natürlichen Größe. Original im Privat-Besitz.

Der Ruff. — Siehe Seite 38.

und hatte einem heiteren, glücklichen Ausdrucke Platz gemacht, einem Ausdrucke, den sie lange nicht gesehen, und der sie weit mehr schmerzte als seine Trauer.

Sie fühlte sich selbst so entseztlich müde, doch dachte sie nicht an Schlaf! Ihre Brust schien so beklommen, daß es nur Erleichterung durch Thränen gab, — sie wollte aber nicht weinen.

Sie war voller Trost und Erbitterung, denn im Dunkeln, nur einige hundert Schritte entfernt lag es, dies Meer, das sie haßte, und das ihr Glück genommen hatte. — Sie stand auf und ging zum Schranke, wo die Lampe stand. Da fiel ihr Blick auf ein Bild.

Zuerst glaubte sie, es wäre ein Bild ihres Mannes, dann entdeckte sie aber, daß das Gesicht älter wäre. Sie erkannte seinen Vater, ihn, der vor Jahren den Tod in den Wellen gefunden. Sie schauderte und wandte sich eilig um; sie ging zum Fenster und starrte mit brennendem Blick in's Dunkle hinaus. — Sie sah nichts, aber wußte, daß es da lag, das hungerige Raubthier, und es kam ihr vor, als jöge es sie zu sich mit festsamer, unwiderstehlicher Macht.

Sie blickte unsicher nach ihrem Manne, nahm eilig Hut und Mantel und ging hinaus.

Sie mußte das äußere Zimmer durchschreiten, wo die Alte todt lag. — Das Licht warf einen schwachen Schein auf das Bett mit seinem weißen Kissen und dem blassen Gesicht auf dem Kopfkissen.

Sie blieb stehen und betrachtete das Antlitz der Abgeschiedenen.

Es war so klein und zusammengeschrumpft, erstarrt von der Kälte des Todes; die Stirne war weiß und rein, die Runzeln aber, die das Leben gesucht, waren fast alle geglättet und die stummen Lippen geschlossen. Auf dem Gesichte ruhte das Gepräge stiller, froher Resignation, die Ergebung in eine Nacht, deren Größe man nicht niederzwingen kann. — Es wurde der jungen Frau sonderbar zu Muthe, als sie so in Betrachtung verloren dastand, es kam ihr vor, als redeten die gelassenen Züge zu ihr, erzählten ihr und belehrten sie.

Endlich entriß sie sich ihren Gedanken und eilte hinaus. Sie durchwanderte das Dorf mit seinen kleinen Häusern und erleuchteten Fenstern. Bald lag es hinter ihr, und sie fühlte, daß sie einen weiten Raum vor

